

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 6 (1930)

Heft: 3

Artikel: Gottfried Fivius

Autor: Schweizer, Max

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755632>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DER EIGER IM WINTERKLEID
von Mürren aus gesehen

Phot. Gyger

GOTTFRIED FIVIUS

NACHDRUCK VERBOTEN

EINE SCHWEIZERISCHE GESCHICHTE VON MAX SCHWEIZER

Die dunstig-schwüle, schwer drückende Mittagshitze wurde mit einem Male durch die Glockentöne, die von einem unsichtbaren Kirchturm erklangen, zerrissen. Irgendwo rief ein kleines Glöcklein die Gläubigen und Frommen zum Gebet und hier draußen, auf dem abseits gelegenen Hofe, klang dies fast wie eine Entweihung, wie das Eindringen eines fremden Elementes in diese göttliche Stille. Kein Laut war bisher zu vernehmen gewesen, sogar die sonst stetig muhenden und unruhigen Kühe hatten sich der Sonntagsstille unterworfen, keuchten nur mit groben Lauten auf ihrer frischen Streu und wenn hin und wieder eines der Tiere im Schlafe eine aufdringliche Fliege abwehrte, so schlug der kurze Schwanz lautlos und tappend nach den kleinen Flügeln. Und auch der Mensch ganz hinten im Stall, wo die Besen und Schemel neben gebündeltem Stroh fein säuberlich aufgereiht waren, schlief ruhig und ohne sich nur einmal zu bewegen...

Gottfried Fivius schlug die Augen auf. Die Kirchenglocken hatten ihn geweckt. Seine hellblauen, an einen jungen Junimorgen erinnernden Augen blinzelten über die Leiber der ruhenden Tiere hinweg, nach der Stalltür, deren oberer Teil offenstand. Dahinter, unwirklich weit, obwohl nur ein paar Meter entfernt, sah man einen Brunnen, den Trog, Schwengel und Röhre, und ein wenig weiter noch

überhängende Zweige eines reifenden Apfelbaumes. Das alles sah Gottfried Fivius von seinem stichig-harten Lager aus, das alles kannte er nun bald zehn Jahre und das würde auch nach den nächsten zehn nicht anders ausschauen. Dann erhob sich der Mann. Seine mittelgroße, vielleicht einmal schlank Figur stand aufgerichtet da, nur der Kopf war ein wenig gebückt, wie es die Gewohnheit, stetsfort in Ställen zu sein, mit sich bringt. Behutsam, so gut das in den schweren Holzböden möglich war, tappte Fivius aus dem Stall, an den schlafenden, gesunden und sauberen Leibern der Kühe vorbei, zur Türe, deren Riegel lautlos nachgab, hinaus ins Freie.

Es war Sonntag. Ganz deutlich sah man es am gefegten und gewischten Boden, den schwarzglänzenden, ungefügten Bsetzsteinen; am Meisterhaus, wo frische Vorhänge aufgesteckt waren; am Rößtall, wo das Sonntagsgeschirr des Hengstes hing, das der Meistersohn, ein junger Kavallerist, am Morgen benutzt haben möchte; an der Ruhe und der Gepflegtheit des ganzen behäbig-schönen Bildes sah man es, und nur Fivius stand da mitten drin in seiner schmutzigsten Werkhose, in einem ehemals weiß und schwarz gewürfelten Hemd, an dem nun Stroh hing, in seinen Holzböden, die von Mist und Dreck starnten. Auch das Gesicht des Mannes verriet nicht den Tag des Herrn. Diese schmutzig-grau-schwarzen

Bartstoppeln, die Kinn und Mund wie junges Unterholz umwucherten, waren kein Schmuck und so machte sich nun Gottfried allen Ernstes daran, seinen äußeren Adam einigermaßen herauszuputzen.

Wenig später wendet sich der nun im harten, aber sauberen Sonntagsstaat prangende Mann dem etwa eine halbe Stunde entfernten Dorfe zu. Vorbei geht's an den Bäumen und Sträuchern, die er nun schon auswendig kennt, über das kleine, baufällige Brücklein, deswegen er vor ein paar Wochen mit dem Gemeindeschreiber handgreiflich wurde, als er die Schlamperei vorwarf. Dann kommt die kleine Einfriedigung des reichen Bättig, wo der seine Fohlen zu halten pflegt, und dann betritt Fivius das sonntägliche Dorf. Aber die Saubern und Strammen ringsum gehen ihn nichts an. Mögen sie nur schauen und werweisen, sich die harten Köpfe kratzen und über den Ummoralischen tuscheln, der nie die Kirche betrat. Das geht ihn, Gottfried Fivius, nichts an. Nichts, einen Dreck! Und er spuckt verächtlich auf die saubere Dorfstraße. Dann wendet er sich zum einzigen Verschönerer, sein Metier stolz als «Barbier» verkündenden Manne des Dorfes, steht einen Augenblick in dem eher einem Schopf denn einem «Salon» ähnelnden Raum, bis der Kleine, Flinke kommt, ihn hinsetzen macht und dann seines Amtes waltet. Jeden Sonntag, Sommer und Winter.

ob's nun schön sei oder herunterhude, am Nachmittag kommt Gottfried Fivius vom Rankhof und will geschaut sein. Ritsch, ratsch fährt das Messer in die Stoppeln, nicht gerade sanft und angenehm, aber das schadet nichts, der Bart schwindet, Züge, ein Gesicht, ein Kopf kommt zum Vorschein, ein braunes, energisches, nicht unschönes Gesicht, darin die Augen das Auffälligste sind... «Drei Batzen wohl», der Schaber sagt es, nachdem ihn Fivius, nun schon zehn Jahre, nach dem Preis gefragt. Dann geht dieser eigenwillige Kunde und der andere ist froh, nun endlich zu seinem Sonntagsjaß ins «Kreuz» zu kommen.

«Wie immer, einen Zweier Roten und ein Stumpen, Maidtli, he!», mit diesen Worten läßt sich Gottfried in der kleinen Beiz klobig wohl sein. Nebenan jassen sie, haben nicht Zeit, von Fivius, dem Gwundrigen, der Knecht auf dem Rankhof sein soll, Notiz zu nehmen, weisen die Stöcke und schlagen mit harten Handballen zerknüllte Kartenblätter auf den Teppich. Gottfried Fivius schlürft seinen Wein. Hält das Glas mit spitzen Fingern, nobel wie Städleute, mit dem kleinen Finger gekrümmmt nach außen, schnalzt mit der Zunge den Tropfen, als ob dem Küfer die Bestellung bevorstehe, setzt das Glas ab, nimmt's wieder und trinkt einen herzhaften Schluck. So, das wäre getan, nun kommt der Stumpen, kommt das Kraut richtig und nach sorglicher Prüfung des Deckblattes ins Maul und dann langt sich Fivius den «Landboten», schweift sein Blick über das Alltägliche, liest oder sinniert er über dies und das, eine ganze geschlagene Stunde. Mehrmals ist der Stumpen wieder angezündet worden, mehrmals ging das Glas in alter Manier zum Mund, nun kündet die alte Zapfenuhr Vesper und Fivius steht auf, bezahlt, ein kurzer Wurst und schon stapft er zur Türe. Tritt hinaus in den immer noch prallen Sonnenschein, durchquert das Dorf mit seinen Leuten, die gemächlich auf den kurzen Bänklein vor den Häusern sitzen, an den Wirtshäusern vorbei, an rauhen Lachsalven und erregt tönen Worten vorüber, zu Bättig's Einfriedigung, über die «verhagelte» Brücke, auf bekanntem Wege, heim, zurück nach dem Rankhof.

Das Sonntagsgewand ist versorgt, hängt im Schrein mitsamt dem steifen Hemd und den gefetteten Schuhen, der Stumpenrest liegt sorglich in der alten Schuhshachtel, neben anderen, Dutzenden von ähnlichen Ueberbleibseln, Gottfried Fivius hat wiederum sein schwarz-weißes Hemd an, seine Holzbüden, die Fleckhose, die von einem alten Garbenstrick gehalten wird. Nun wird er futtern gehen, er hat lange genug «gesonntat», jetzt wollen die Tiere ihr Recht. Mögen die Meisterleute nur in der nahen Stadt bleiben und lustig sein, mögen die andern Knechte und die Mägde im Dorfe tanzen und sich vollsaufen, er Fivius, er ist da, er sieht nach dem Rechten, da ist ein Verlaß drauf. Und Gottfried begibt sich in dem Aufzug, in dem nur das frisch rasierte Gesicht verrät, daß heute ein besonderer Tag sei, in den Stall, zu den mittlerweile lebendig gewordenen Kühen, nachher zu den Rossen, zum Kleinvieh später. Immer in ruhigem Schritt, bedächtig und wohlüberlegt, fast liebenvoll alles anfassend und so, als handle es sich um Eigengut, was da gepflegt werden muß.

Lange, sehr lange kann es der Fivius so aushalten. Zehn Jahre nun schon, eigentlich doch ein schön Stück Zeit, und nur etwa einmal hat's gewürgt und gestochen, wollte der Kopf durch. Heute scheint wieder so ein Tag zu sein, da will die Erinnerung wieder kommen, das Studieren und Spielen mit den Gedanken an ein Früher. Fivius hält ein, läßt die Streugabel in der Krippe stecken, vor dem Maul der Kuh, die plötzlich aufmuht, weil sich die breite Zunge an dem Eisenzahn sticht. «He, Bleß, Donnerscheib, willst wohl!» Das Tier ist unruhig geworden, Fivius geht hinüber, in den Stall, räsoniert mit dem Prachtvieh und dann läßt er sich mit einer müden Bewegung auf sein nachmittägliches Strohlagern nieder. «Geht nitz, schimpft er, «die Gedanken, die Donnersbilder, he Fivius hält stramm, bist Knecht, Knecht verstehst, nicht mehr Schreiber drinnen in der Stadt, hast gemußt, jawohl gemußt! Wenn die Eltern wollen, folgt man, läßt man den Federfuchser und wird Bauer. Du Fivius bist mit schuld gewesen, daß dein Vater so schnell gehen mußte, du nit, Fivius, warst immer recht brav, aber der droben, über uns wollte es und sein Wille geschah. Du Fivius mußtest halt das Tintenschlecken lassen, mußtest kommen, Bauer werden, das Gütlein daheim übernehmen. Hast ja redlich geschuftet und gewerkert, war

bei Gott dein Fehler nicht, daß soviel drauf lastete, daß der Krach kam, ehe dein Vater noch recht mit Erde bedeckt war. Und das hat dir die Mutter auch noch genommen, und nun warst allein, mutterseelenallein auf deinem Gütlein, das nicht mehr das deine war und darum Fivius, haben sie dich halt dann zum Teufel gejagt. 's war bitter, gelt, ja, so von einem Tag auf den andern, aber nun, es ging, man verwand's, zog weg, vergaß das alles, alles hörst, Fivius, man wurde der Knecht Gottfried auf dem Rankhof! Vor zehn Jahren wurde man das, je nun, 's ist lang schon, aber was schadet's, man hat ein anständig Auskommen, man spart, hat schon einen rechten Batzen beisammen, man wird einmal Oberknecht und vielleicht kann man sich dann wieder ein Gütlein kaufen, dann ist man ein richtiger und währschafter Bauer geworden.» So räsonierte der Gottfried laut vor sich hin, merkte nicht, daß es Zeit ward zum Melken, daß die Sonne hinter dem schweren Apfelbaum verschwand und die Schatten länger wurden. Diese Sonntage mußte es halt geben, in Gottesnamen, auswischen konnte man das Gewesene nicht und wenn man während der Woche keine Zeit fand zum Studieren, so gab es halt doch einen Sonntag, daran ließ sich nichts ändern.

Doch nun genug. Gottfried erinnerte sich seiner Pflicht, langte nach dem Melkstuhl und bald griffen seine harten Finger in gleichmäßigen Rhythmus an den vorher so gemäßregelten Bleß, die beim Melken immer eine der ruhigsten war und ihr großes Quantum Milch still, wie eine duldende, wissende und verstehende Mutter, hergab. Behend schaffte der Knecht, füllte Eimer um Eimer mit dem köstlichen Produkt und als die Meistersleute gegen sieben Uhr aus der Stadt heimkehrten, da waren schon alle Fütterungsarbeiten erledigt und die Milch bereits im Keller des Meisterhauses.

Gottfried Fivius aß am Sonntag abend immer am Meisterfisch. Das war die stillschweigende, gerne hingenommene Belohnung für die von ihm ganz selbstverständlich verrichtete Sonntagsarbeit, um die sich der Meister seit zehn Jahren nicht mehr kümmern mußte.

Auch heute saßen die drei zusammen am Tisch. Oben die Meisterin, eine kräftige, harte, aber nicht unsympathische Gestalt. An der einen Längsseite der Meister, die Figur, der Schnitt des Gesichtes, sein Aeußeres die verkörperte selbstbewußte Kraft und Sicherheit, und ihm gegenüber sein Knecht, so wie er eben erst aus dem Stall gekommen. Viel geredet wurde nicht, etwa einmal eine Bemerkung der Meistersleute über ihren Besuch in der Stadt, dann nickte Gottfried und steckte sich dazu eine frische Kartoffel in den Mund, langte nach dem goldgelben Butterballen und dem Käse, er war wieder vollkommen ruhig und freute sich restlos an dem gesunden Essen.

Gleich nachher gab's Ruhe. Der Meister war so einer, der sich auch zu Hause umtun konnte, die Meisterin räumte unterdessen den Tisch ab und der Gottfried räuchte seinen zweiten Stumpen, diesmal vom Meister, draußen auf der Bank vor dem Hause. Mochten die andern im Dorf ihre Lohnung vertun und mit den Mädchen anbändeln, morgen würde ihnen nur die Müdigkeit in allen Gliedern stecken, wenn er, Gottfried, schon ausgeruht um vier Uhr aufstand. Dazu war's aber nun Zeit, um sich zu legen, der Meister mochte auch nimmer lange aufbleiben.

Als des Mondes silberne Sichel am Himmel sichtbar wurde, herrschte Ruhe auf dem Rankhof. Die Meistersleute schliefen, Gottfried lag in seiner Kammer, neben dem Heustock, auf dem harten Leinen und bis nach Mitternacht würde kein Mensch die Stille mehr stören...

II.

1929! Vierzig Jahre sind vergangen seit jenem Sonntag, da Gottfried Fivius das Räsonieren im Stalle nicht lassen konnte. Vierzig Jahre. Eine lange Spanne, ein Augenblick, je, wie man's nimmt. Noch gibt es einen Rankhof, noch lebt darauf ein Gottfried Fivius. Jener ist's, der nun grad mit kleinen schlurfenden Schritten über den sauberen Hof marschiert. Jawohl, jene krumme, verhuzelte Gestalt mit den schlöhweißen Haaren, mit den gekrümmten Armen und Händen, die die stete, harte Arbeit nicht mehr grad werden ließ. Aber der Gottfried lebt noch, atmet und schimpft noch mit einem zahnlosen, eingefallenen Mund. Lange schon sind die Meistersleute tot, ging die Bleß, die treue Bleß von damals, ab, nahm sich der Meistersohn ein Weib und bekam er den Hof, darauf Fivius blieb. Die an-

deren gingen, die Knechte und die Mägde, ein Teil davon starb auch, wie's halt so geht, viele kamen auch und gingen gleich wieder, nicht zu einem kleinen Teil an die Grenze, damals von Vierzehn bis Achtzehn, andere hatten den Rappel nach der Stadt, gingen in Fabriken, so wie der Meistersohn, der nun auch so in einem Ding, wie sie sagten als Inschneiör, arbeitete.

Gottfried Fivius ist noch da. Nichts ist ihm während der vielen Jahre entgangen, nichts, gar nichts. Jeden Baum hat er wachsen sehen, die Verbesserung der kleinen Holzbrücke und die spätere Ersetzung derselben durch einen steinernen Bogen miterlebt. Am Sonntag ist er je und je ins Dorf gegangen, hat dort die Villen der immer näherrückenden Stadtleute aufschließen sehen, neue Wirtschaften hat er im Laufe der Zeit kennengelernt. Die Trambahn ist gekommen, ohne daß sie Fivius bisher schon einmal benutzt hätte, er hat auch Autos gesehen, fürchtet sich heute nicht einmal mehr vor diesen Dingern und beschleunigt seine Schritte nicht, wenn so ein «Stinker» kommt. Der damalige, kleine, verhuzelte Schaber ist auch längst gestorben, ein Junger kam, rasierte ihn, den Fivius, anfänglich am Sonntag nachmittag, dann wollte er nicht mehr und so ließ eben den Gottfried die Stoppeln stehen und wachsen. Die verdichteten sich zu einem wilden Barte, den etwa einmal im Monat ein junger Knecht mit einer Schere behandelte, auf daß der alte Friedel auch gar nicht zu grausig dreinschauere.

Nun sitzt der Alte auf einem umgekehrten Waszuber. Bedächtig kaut er seinem Tabak, einen von jenen Stumpenenden, die er fast drei Jahrzehnte sammelte, läßt sich ein wenig von der jungen Sonne bescheinen und macht sich so seine Gedanken über Gott und die Welt, und warum ihn wohl jener da droben noch immer nicht zu sich rufe. Hier gibt's für ihn nichts mehr zu tun, er isst das Gnadengeschenk auf dem Hofe, spürt das wohl der Fivius, wenn er auch noch immer um vier Uhr früh die Knechte weckt, mit dem verschlafenen Mägden ein wenig herumholpert und sich, so als verstehe er etwas davon, mit der Mäh- oder der Grasschneidemaschine zu schaffen macht. Daß er einmal ein Schreiber war, auf diesen Hof kam, um vielleicht später ein Gütlein zu kaufen, das hat der Gottfried längst vergessen. So weit reichen seine Gedanken nicht mehr zurück. Des Neuen und Ungewohnten war zuviel, was da in den Jahren alles auf ihn einstürmte. Da kamen die Autos, kamen die Maschinen für die Bewirtschaftung des Hofes, kam das Elektrische mit den «guggers» kleinen Glasbomben, die nun an jeder Zimmerdecke und sogar im Stalle hingen. Dann kamen die Menschen, die mit einem Male anders wurden und sich seltsam zu kleiden begannen. Darob bekam auch der Meistersohn, damals allerdings längst schon der Meister (aber für Friedel blieb's der Sohn), so andere Ansichten, ließ er den ganzen Hof umbauen, neue Ställe instellen und Maschinen anschaffen. Wie sie sagten, wurde dann der Rankhof ein Musterbetrieb, Menschen, Stadtleute kamen jeden Sonntag und schnüffelten überall herum. Dabei wurde der Fivius oft als so eine Art Original gezeigt, bis dem guten Alten die Sache einmal zu dumm wurde und er gräßlich losfluchte, mitten in die hochnoble Stadtleutegesellschaft hinein...

Und dann die schlechten Jahre. Der Krieg vor allen Dingen. Was man da nur hörte! Auch auf den Rankhof waren sie gekommen, hatten die gesunden Rosse geholt und alte Klepper, viel zu wenig dagelassen. Herrgott, wie hatte der Gottfried damals geschimpft, mit der Gabel wollte er auf die Soldaten los, aber die andern belehrten ihn, daß dies für das Vaterland sei, und da hatte er geschwieg. Oh, er konnte schweigen, Monate hindurch das Maul halten, in sich versunken, bis er das Neue mit seinem Kopf in Einklang gebracht hatte. Dann sagten die Leute wohl, der Friedel, das sei noch einer, ein ganz Gwundriger, aber der wisse wohl seine Währlein zu halten, müsse einen großmächtigen Sparbatzen zusammenhaben.

Ja, ja, das Geld, das war auch so ein Kapitel. Wenn man fünfzig Jahre hindurch als Knecht arbeitet, jedes Jahr ein wenig mehr verdient, am Sonntag einen ganzen Franken braucht und dann nichts mehr bis zum nächsten Sonntag, die Kleider von den Meistersleuten und so. Wäsche und das übrige zu den Festtagen bekommt, dann gibt das ja wohl ein schönes rundes Sämmlein zusammen. Mußte wohl stimmen, was da die Leute balbierten, Friedel lachte nur ein wenig vor sich hin, sicher stimmte das, aber das ging niemanden etwas an, das war sein Geld.

sein Verdienst, damit konnte er anfangen, was er wollte. Was, das war allerdings auch für den guten Gottfried ein Rätsel, so weit konnte er nicht mehr denken, die Hauptsache war, man hatte das Geld und eine Gelegenheit zur Verwendung würde sich schon zeigen.

Nun humpelte der Alte wieder dem Anwesen zu. Lange genug hatte er in der Sonne gesessen, nun würde ein wenig Ruhe im Kuhstall, in der gesunden Luft, die dort nun einmal für ihn war, gut tun, möchte es auch der Meistersohn nicht leiden, daß man im Stall schlafe.

«He, Friedel, kommt auf einen Ruck zu mir!» tönte es in diesem Augenblick über den Hof. Der Meistersohn hatte gerufen, dort stand er vor dem Herrenhaus, hemdsärmelig, groß und gesund, ein Mann in den Fünfzigerjahren. Fivius schlurfte zu ihm hinüber. «Hätt' einmal mit Euch etwas zu reden, kommt in die gute Stube, Friedel», meinte der Bauer beim Näherkommen und dann zog er den Alten mit sich ins Haus.

Fivius kratzte sich mühsam an seinem verfilzten Schädel. Was es da wohl geben sollte, dachte er, sein Gläslein Roten, das ihm der Meister angeboten, zähe haltend. Der Meister lehnte gegenüber an einem großen Schrank. Man sah es ihm an, leicht wurde es ihm nicht, was er nun reden wollte, aber es mußte sein, und so gab er sich denn einen Ruck und hub an: «Hätt' Euch schon lange gern ein gesundes und ehrliches Geschäft vorgeschlagen, Friedel, heut ist's nun grad die Zeit, niemand stört uns, also was meint Ihr?»

Aber Friedel meinte gar nichts, begriff überhaupt nichts. Nur das hatte er gehört, ein Geschäft wollte der Meistersohn mit ihm machen, na also, möchte er also den Schnabel auftun.

Als der Bauer sah, daß aus Friedel nichts herauszubringen war, fuhr er fort: «Es handelt sich nämlich um den Hof, um den Rankhof mein' ich. Den kennt Ihr nun ja, seid jetzt ein halbes Jahrhundert bei uns, habt Euch gewöhnt und eingelebt, wollt kaum mehr fort, oder?»

Nein, das wollte der Alte allerdings nicht. Die helle Angst stand ihm in den verwitterten Zügen. Wollte man ihn wohl noch verdrängen, heute, jetzt nach fünfzig Jahren. Er brachte keinen Ton hervor, aber sein Ausdruck sagte soviel, daß auch der Bauer wußte, woran er war.

«Na, na, Friedel, meint wohl gar, ich wollt' Euch nimmer. Ja warum nicht gar!» Der Bauer mußte nun doch ein wenig lachen. «Nein, nein, also — aber wir kennen uns ja lang genug, da kann man auch einmal von der Leber weg reden. Also, Friedel, was meint Ihr zu einer Beteiligung am Rankhof?»

Da war es heraus! Die Bombe war geplatzt, er-sichtlich geplatzt, denn Fivius saß da, als sei ihm der heilige Gottsibeis in die alten Glieder gefahren. «Beteiligung — ich — der Fivius Gottfried — äh — ja?» nur stockend kamen diese Worte aus dem zahnlosen Munde, weiter wußte aber der Friedel nichts mehr zu sagen.

Der Bauer ermuntert ihn, spricht ihm zu. Weiß Gott, leicht wird's ihm nicht, aber es muß sein, der Hof rentiert längst nicht mehr wie er sollte, man braucht Geld, bitter notwendig sogar Geld, dann kann man sich halten, aufwirtschaften. Und wer gibt heute einem Bauern Geld, wer, niemand, kein Mensch. Da, dieser Alte da hat's, hat's vom Rankhof, ist ein alter Mann, soll froh sein, im Herrenhause schlafen zu können. «Na Friedel, he, das ist

ein Angebot, aber, weiß Gott, Ihr verdient's, habt's um den Rankhof verdient, sollt's noch schön haben ein paar Jährlein.»

Da nimmt der Gottfried einen Anlauf. Rapelt sich auf seinem Stuhle zurecht, verklammert fest die gichtgekrümmten Finger und Hände und meint: «Ja, Meistersohn, das vom Schönhaben, das brauch ich nit, s' gefällt mir so grad recht, ist mir wohl im Stall und draußen, aber wenn Ihr das Geld gebrauchen könnt', für den Rankhof mein' ich, nur für den, dann nehm's nur, s' ist ja von Euch, sollt's haben, zwanzigtausend Fränklein sind's — dem Bauer

Lange, lange reden die zwei zusammen. Dem Friedel ist schon ganz sturm im Kopfe von Zahlen, Aufstellungen und Belegen. Nun wird noch ein Vertrag aufgesetzt, wonach der Gottfried Fivius, bisher Knecht auf dem Rankhof, Mitinhaber desselben durch eine Einlage von Fr. 20 000.—, verzinsbar zu 4 Prozent wird. Da, auf einmal fällt dem Bauern etwas ein. «Ja und Friedel, was nun, wenn Ihr — ja ich mein, Ihr seid auch kein Heuriger mehr —, wenn Ihr also vorzeitig (das klingt fast wie ein Hohn), vorzeitig gehen müßtet?»

Friedel schaut auf. Von den Berechnungen, die er nur zur Hälfte versteht, dem Bauern mitten ins Gesicht: «Je nun, dann hat eben der Rankhof sein Geld wieder! —

Bereits am Montag wurde alles Nötige erledigt. Friedel holte sein Geld auf der Sparkasse, als er aus dem Dorfe zurückkam, waren seine Habseligkeiten ins Herrenhaus, in ein freundliches Zimmer geschafft, und abends verkündete der Meister den aufhorchenden Knechten und Mägden die Neuigkeit und fügte hinzu: «Also hat nun auch keiner von euch mehr das Recht, Friedel zu rufen. Fivius heißt's fortan, verstanden! Und nun habt ihr ein paar Glas Wein zur Feier eures neuen, zweiten Meisters zugut.»

E p i l o g .

Im Frühsommer war Gottfried Fivius Mitinhaber des Rankhofes geworden. Heute, an einem neblig-feuchten, unfreundlichen Oktober-tage trugen sie ihn zur letzten Ruhe. Er war ein schlechter Meister gewesen, hatte das Regieren nimmer verstanden und alles «lätz» angefaßt. Der Fivius war ihm in den Kopf gestiegen, hatte ihn dort oben gestiehlt, nimmer zur Ruh kommen lassen. Immerzu hatte er schauen, hatte er rechnen müssen, mit seinem Geld spielen, das fünfzig Jahre lang unberührt auf der Bank gelegen hatte. Gleich am frühen Morgen schon hatte es jeweilen begonnen, das Räsonnieren und Schimpfen, das Herumstochern und die Nase-hineinstecken in Dinge, die der Friedel nicht hatte verstehen müssen, die aber den Fivius etwas angingen. Knechte hatte er fortgejagt und neue eingestellt, eine heillose Verwirrung angerichtet an allen Ecken und Enden, und der Meister selbst war fast machtlos gewesen gegen den keifenden Alten. «Nicht batten tut's, wenn der Knecht Herr wird», hatte die Meisterfrau täglich gejammert, wenn der Fivius wegen des Essens reklamierte und immer Besseres wollte.

Da trugen sie nun die letzten, mageren Reste des Gottfried Fivius. In einem schönen, hellbraunen Nußbaum-sarg mit silbernen Verzierungen lag er, so wie sich's für einen Großbauern ziemt. Hintendrein kamen alle, die auf dem Rankhof schafften, aber auch viele, viele Neugierige, fast das halbe Dorf, denn alles war begierig zu erfahren, wie wohl der Herr Pfarrer predigen würde, am Grabe dieses seltsamen Kauzes, der fünfzig Jahre Knecht gewesen, um dann ein halbes Jahr zu regieren und dabei zu sterben.

Der Gottfried Fivius hörte die lästernden und hässlichen Stimmen nicht mehr. Er spürte auch den hellbraunen Nußbaum-sarg und die Verzierungen daran nicht, höchstens daß er vielleicht merkte, daß es wieder den gewohnten Weg ging, vom Rankhof zum Dorf, über die steinerne Brücke, an der Einfriedung des Bättig Sohnen vorüber, hinaus zur Kirche, die der Knecht Gottfried während fünfzig Jahren nie von innen gesehen hatte und die nun der Bauer Fivius zum ersten und zum letzten Male betreten sollte.



Schweizer Wintersport
EIN ELEGANTER SPRUNG BEIM PAARLAUFEN

Phot. Engadin Press